

JONATHAN TROPPER

Mein fast
perfektes Leben

Roman

Aus dem Englischen
von Birgit Moosmüller

Knauer

3

Meine Mutter hat mich davor gewarnt, Hailey zu heiraten. Als ich fünf Jahre alt war, hat sie mich auch davor gewarnt, mich auf eine öffentliche Toilette zu setzen, weil ich mir sonst eine unheilbare Geschlechtskrankheit zuzöge. Außerdem redete sie mir damals ein, dass ich jedes Mal, wenn ein Bus vorbeifahre, die Luft anhalten müsse, weil die Abgase sonst meine Lunge schwarz machen. Und dass Fast Food meist aus püriertem Rattenfleisch hergestellt werde. Das alles hatte zur Folge, dass ich mit sechszwanzig – so alt war ich, als ich sie über meine Heiratspläne informierte – gewisse Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit hegte.

»Du kannst diese Frau unmöglich heiraten!«, belehrte sie mich beim Abendessen mit einer Überzeugung, unter deren Gewicht sich sogar ihre exakt nachgezogenen Augenbrauen krümmten.

Ich war mit dem Zug aus Manhattan nach Forest Heights hinaufgefahren, um meine Leute zu besuchen und sie an der guten Nachricht teilhaben zu lassen, dass ihr bis dato nutzlosester Sprössling doch tatsächlich zu heiraten plane. Sie nahmen es nicht gut auf.

»Das wird in einer totalen Katastrophe enden!«, erklärte meine Mutter niedergeschlagen, wobei sie ihr Weinglas so fest

umklammert hielt, dass ich befürchtete, sie könnte es zerbrechen und sich die frisch manikürten Hände zerschneiden.

»Du kennst sie doch kaum.«

»Ich kenne sie gut genug. Sie ist zu alt.«

Meine Mutter hatte in ihrer Jugend einen gewissen Erfolg als Bühnenschauspielerin. Zumindest war sie für ihre Darstellung der Adelaide in *Guys and Dolls* für einen Tony Award vorgeschlagen worden, und obwohl das letzte Theaterprogramm in ihrem Sammelalbum älter war als ich, hatte sie wie die meisten Mimen im Ruhestand nie wirklich mit der Schauspielerei aufgehört. Sie war immer am Deklamieren, immer am Darstellen, immer um ihr Publikum bemüht – mit großen, ausdrucksstarken Augen und einem Mund, der stets darauf wartete, sich auf ein Stichwort zu einer bestimmten Emotion zu verziehen, in die sie dann ihre ganze Theatralik legen konnte.

»Sie ist erst sechsunddreißig.«

»Sechsunddreißig und schon geschieden. Genau das, was sich jede Mutter für ihren Sohn wünscht!« Die Geschiedenen kamen auf Mutters langer Liste gestörter Menschen gleich nach den Pädophilen.

»Ihr Mann hat sie betrogen«, erklärte ich und ärgerte mich sofort über meinen defensiven Ton.

»Woran lag das deiner Meinung nach wohl?«

»Verdammt, Mom, ich weiß es nicht. Vielleicht daran, dass er ein schwanzgesteuerter Idiot ist?«

»Doug!«, meldete sich mein Vater reflexartig zu Wort und wedelte dabei mit der Hand über den Esstisch – nur für den Fall, dass ich seine Rüge überhört hatte. »Wir essen gerade!«

Mehr Beteiligung am Gespräch war von seiner Seite nicht zu erwarten, wobei man allerdings hätte meinen können, als Leiter der urologischen Abteilung einer größeren New Yorker

Klinik müsste er das Wort »Schwanz« sogar beim Abendessen verkraften.

»Entschuldige, Dad. Ich wollte dich nicht wecken.«

»Sprich nicht so mit deinem Vater!«

»Dann sprich du auch nicht so mit mir!«

»Wie denn?«

»Wie mit einem kleinen Kind. Ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, in Gottes Namen!«

»Kein Grund, vulgär zu werden.«

»Ich fand, die Situation verlangte danach.«

Meine Mutter kippte ihr Glas Merlot hinunter, als wäre es ein Fingerhut voll Whiskey. Ohne darüber nachzudenken, hielt sie es meinem Vater anschließend zum Nachfüllen hin. »Stan«, sagte sie müde. »Rede du mit ihm.«

Mein Vater legte seine Gabel weg und kaute nachdenklich auf seinem Rostbraten herum, dreißigmal pro Bissen. Als kleiner Junge hatte ich manchmal mitgezählt, um mir die Zeit zu vertreiben, und imaginäre Summen darauf gesetzt, dass er an dem bestimmten Abend nur neunundzwanzigmal kauen würde. Die Tatsache, dass ich jedes Mal verlor, ist – ebenso wie alles andere in meinem Leben – ein Beweis dafür, was für ein Glückspilz ich doch bin. Selbst wenn ich gegen mich selbst wettete, brachte ich es noch irgendwie fertig, zu verlieren.

»Du bist nicht gerade für deine vernünftigen Entscheidungen berühmt, Doug«, erklärte mein Vater.

Genau. Zumindest das habe ich gelernt: Man kann sein Leben lang nett zu allen sein, ein liebender Sohn, ein einigermaßen anständiger Student, der nie harte Drogen nimmt oder irgendjemandes Tochter schwängert, ein rundherum guter Kerl, der mit allen Geschöpfen Gottes in Harmonie zusammenlebt. Aber fahre ein einziges Mal einen gestohlenen Mercedes direkt vor dem Polizeirevier zu Schrott, und sie werden dafür

sorgen, dass du es nie wieder vergisst. Meine Mutter war zu tiefst entsetzt und voller Panik wegen der Nachbarn, wobei ihre Angst in diesem Fall sogar berechtigt war, da es sich ausgerechnet um den Wagen des Nachbarn handelte. Aber für solche Fälle hat man schließlich eine Versicherung, oder etwa nicht? Wenn man nie einen Schaden einreicht, hat die Versicherungsgesellschaft gewonnen.

»Und du bist nicht gerade dafür berühmt, dass du deinen Kindern emotional den Rücken stärkst«, antwortete ich meinem Vater.

»Daran nehme ich jetzt aber Anstoß, Doug.«

Stanley Parker wurde nicht sauer. Er »nahm Anstoß«. Er hatte sein Medizinstudium an einer Eliteuniversität absolviert und war mit fünfundsechzig noch gut in Schuss, ein respektabler Mann mit üppigem silbergrauem Haar und einer Brille mit Goldrand, der trotz seines warmherzig wirkenden Menta-
dent-Lächelns stets eine gewisse Distanz wahrte. Ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals von ihm in den Arm genommen worden zu sein. Immerhin hatte er mir anlässlich meines College-Abschlusses herzlich die Hand geschüttelt, was sogar auf einem Foto dokumentiert war.

»Hör zu«, sagte ich und wünschte in dem Moment, ich hätte auf meinen Instinkt gehört. Der hatte mir nämlich geraten, zu Hause zu bleiben und ihnen die Neuigkeit telefonisch mitzuteilen. Derselbe Instinkt aber hatte mich damals glauben lassen, eine Spritztour mit dem Mercedes des Nachbarn würde meine Angebetete dazu bringen, mit mir zu schlafen. Dem war nicht so gewesen, und auch in den darauffolgenden Jahren hatte besagter Instinkt mir keine besonders weisen Ratschläge erteilt, so dass ich mir irgendwann angewöhnt hatte, ihn mehr oder weniger zu ignorieren. »Ich liebe Hailey, und was wir miteinander haben, funktioniert. Sie ist schön, sie ist klug, sie ist

eine großartige Mutter, und ich hätte mir niemals träumen lassen, dass ich mal eine so wundervolle Frau finde.«

Meine Mutter schnappte entsetzt nach Luft, woraufhin der Wein in ihrem Glas über den Rand schwappte und die Tischdecke rot färbte. Sie sollte in meiner Gegenwart besser nur Chardonnay trinken. »Sie hat ein Kind?«, krächzte sie. Dann presste sie die Hand an die Brust, schloss die Augen und begann zu keuchen, als hätte ihr soeben jemand ein Messer in die Rippen gerammt.

Ich lächelte. »Herzlichen Glückwunsch, Großmutter!«

»O mein Gott!«, kreischte sie.

»Genau«, antwortete ich und stand auf. »Ich hatte schon so ein Gefühl, dass du das sagen würdest.«

Das Letzte, was ich hörte, ehe ich aus dem Haus floh, war die Stimme meiner Mutter, die mit meinem Vater schimpfte, als wäre das alles seine Schuld. »Stanley!«, rief sie. »Das wird in einer absoluten Katastrophe enden!« Womit sie versehentlich die Richtigkeit einer ihrer Lieblingslebensweisheiten unter Beweis stellte: dass selbst eine stehengebliebene Uhr zweimal am Tag die richtige Zeit zeigt.

4

Vom richtigen Umgang mit Witwern

Von Doug Parker

Nach Haileys Tod habe ich etwas verloren. Ich weiß nicht so recht, wie ich es nennen soll, aber es handelt sich dabei um jenen Mechanismus, der einen davon abhält, die Wahrheit zu sagen, wenn man von jemandem gefragt wird, wie es einem gehe. Jenes lebenswichtige Ventil, das unsere tieferen, echteren Gefühle sicher unter Verschluss hält. Ich weiß auch nicht genau, wann es mir abhandengekommen ist oder wie ich es zurückbekommen soll, aber wenn es um Takt, Höflichkeit und Diskretion geht, bin ich im Moment ein Alptraum, der nur darauf wartet, über die Menschheit hereinzubrechen, und zwar immer wieder. Gesellschaftlich gesehen macht mich das zu einer Belastung für meine Mitmenschen.

Neulich stand ich in der Drogerie gerade am Schalter für die verschreibungspflichtigen Medikamente, um meinen Vorrat an Schlaftabletten aufzustocken, als mich eine Freundin von Hailey entdeckte.

»Doug!« Sie kam zu mir herüber und drückte meinen Unterarm. Die Diamanten an ihrem Ehering kratzten über meine Haut wie die Zähne eines kleinen Tiers. »Ich wollte dich schon längst mal wieder anrufen. Wie geht es dir?«

Inzwischen kenne ich das Drehbuch und habe meinen Text gelernt. In einer solchen Situation wird von mir erwartet, dass ich sage, es gehe mir gut oder zumindest einigermaßen oder den Umständen entsprechend, man habe eben bessere und schlechtere Tage. Ich hatte auch wirklich vor, etwas Derartiges zu antworten, aber stattdessen hielt ich das orangefarbene Pillenfläschchen hoch und sagte: »Ich nehme all diese verdammten Tabletten und kann nachts trotzdem nicht schlafen, deswegen nehme ich noch mehr Tabletten, die mir dann Alpträume verursachen, aus denen ich nicht aufwachen kann, weil mich die verdammten Tabletten nicht lassen. Wenn ich am Ende doch aufwache, bin ich noch müder als vorher, außerdem möchte ich eigentlich gar nicht aufwachen, weil ich dann nur an Hailey denken muss und sofort wieder einschlafen möchte. Und wie geht es dir?«

Sichtlich nervös blickte sie den Gang auf und ab, während sie krampfhaft überlegte, wie sie mir entkommen konnte. Sie tat mir leid, aber noch mehr tat ich mir selbst leid. Deswegen schüttelte ich nur den Kopf und winkte ihr zu, als würde sie gerade draußen auf der anderen Straßenseite vorbeigehen und nicht so nahe vor mir stehen, dass ich die großen Poren unter

ihren Augen sehen konnte. Rasch verließ ich den Laden.

So etwas passiert mir jetzt dauernd.

Meine Schwester Claire behauptet, ich täte das absichtlich, es sei meine Art, die Leute auf Abstand zu halten. Wahrscheinlich ist da auch etwas dran, aber ich schwöre, dass ich es eigentlich gar nicht will. Es bricht einfach ohne Vorwarnung aus mir heraus, wie ein plötzliches, heftiges Niesen.

Vor ein paar Wochen stand ein Zeuge Jehovas vor meiner Tür, oder vielleicht war er auch einer von den *Juden für Jesus* oder irgendein anderer Fanatiker auf Glückspillen, der mir mit einer Broschüre in der Hand Gott andrehen wollte. Jedenfalls lächelte er so breit wie eine Zeichentrickfigur und fragte mich: »Haben Sie Gott schon in Ihr Leben gelassen?«

»Gott kann mich mal!«

Er lächelte mich weiter selig an, als hätte ich ihm gerade ein Kompliment zu seinem schäbigen Billiganzug gemacht. »Ich habe auch mal so empfunden, Bruder.«

»Sie sind nicht mein Bruder!«, fauchte ich ihn an. »Und Sie haben nie so empfunden! Wenn Sie nämlich jemals so empfunden hätten, würden Sie immer noch so empfinden, denn das geht nicht vorbei. Dann würden Sie definitiv nicht mit diesem breiten, schleimigen Grinsen im Gesicht an die Türen von wildfremden Menschen klopfen!«

»Hey!«, sagte er bestürzt. »Lassen Sie mich los!«

Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich ihn an seiner schmalen Krawatte gepackt und zu mir herangezogen hatte, so dass wir mittlerweile Nase an Nase standen und ich meine Spucke auf seinem Kinn erkennen konnte. Außerdem sah ich, dass er höchstens Anfang zwanzig war und sich vor Angst fast in die Hosen machte. Ich ließ ihn los und forderte ihn auf zu verschwinden, woraufhin er wie ein geprügelter Hund die Treppe hinunterschlich. Einen Moment lang hatte ich ein schlechtes Gewissen, aber dann rief er: »Du blödes Arschloch!«, und zeigte mir den Stindefinger. Unter normalen Umständen hätte ich das wahrscheinlich sogar lustig gefunden, doch seit geraumer Zeit fand ich überhaupt nichts mehr lustig. Wenigstens hatte er nun eine Geschichte auf Lager, die er den anderen Klinkenputzern Gottes erzählen konnte, wenn sie bei Kaffee und Donuts in ihrem heiligen Hauptquartier zusammensaßen.

Kürzlich fiel mir in einem Baumarkt, in dem ich nur schnell ein paar Glühbirnen kaufen wollte, ein Pärchen auf. Die beiden waren etwa in meinem Alter und sahen sich gerade Farbmuster an. Die Frau war hübsch und zierlich, er ein drahtiger Typ, der bereits einen Glatzenansatz hatte. Sie trugen beide Khakihosen und wirkten auf eine stille Art ineinander verliebt. Ich hörte sie über den Raum sprechen, den sie streichen wollten, und über die Farbe des Teppichs, der Couchgarnitur und des Holzschrankchens, in dem ihr Fernseher stand. Die Frau hatte ein Stück von

dem Vorhangstoff mitgebracht, zu dem die Wandfarbe ebenfalls passen sollte. Hailey hätte das auch so gemacht. Die beiden zeigten sich gegenseitig verschiedene Farbmuster und hielten sie an den Vorhangstoff.

Ich stellte mir vor, wie sie es sich zu Hause in ihrem taupefarbenen Zimmer auf ihren pilzbraunen Kissen gemütlich machen und sich ineinander verschlungen eine Fernsehsendung ansehen würden. Da ging mir plötzlich durch den Kopf, dass sie sich schon morgen verlieren konnten, dass einer von ihnen oder auch beide tot sein konnten, noch ehe die frische Farbe an ihren Wänden richtig trocken war. Als ich den bestürzten Blick der Frau sah, wurde mir bewusst, dass ich meine Gedanken laut ausgesprochen hatte. Der Mann trat vor, als wollte er Streit mit mir anfangen, wobei genau genommen ich angefangen hatte, aber dann griff er nur in seine Tasche und reichte mir ein knittriges Papiertaschentuch. Erst jetzt merkte ich, dass ich weinte.

Es ist nun ja schon ein Jahr her, und meine Familie und Freunde sind offenbar der Meinung, dass meine Trauer damit ihr Verfalldatum erreicht haben müsste. Als bräuchte man nur eine Runde durch alle vier Jahreszeiten zu absolvieren, um anschließend wieder bereit zu sein für ein neues Leben, frisch befüllbar wie ein leeres Fass. Es sei an der Zeit, dass ich mich wieder in die Welt hinauswagte, sagen sie. Deswegen ruft mich meine Mutter auch regelmäßig an, um mir die neusten Mädchen anzupreisen, die sie

oder ihre Freundinnen auf ihren Reisen kennengelernt haben. Aber mal ehrlich, welches weibliche Wesen möchte schon mit einem depressiven neunundzwanzigjährigen Witwer ausgehen, der weder einen richtigen Beruf noch konkrete Ziele hat?

Vor meinem geistigen Auge sehe ich seltsame, magere Frauen mit großen Brillengläsern, die sackförmige bäuerliche Kleider tragen und Scharen von Katzen haben, mit denen sie sprechen, als wären es ihre Kinder. Oder es sind traurige, schwergewichtige Frauen, die sich vor Nervosität übertrieben fröhlich oder selbstironisch geben und durch ihr dickes Make-up schwitzen, während sie auf ihrer fortwährenden Suche nach einem Orgasmus, der nicht auf Batterien beruht, den Bodensatz des zur Verfügung stehenden Männerpools durchwühlen. Oder es handelt sich um geschiedene, gestörte, misstrauische Männerhasserinnen, die lediglich nach einem neuen Spucknapf für ihre Galle Ausschau halten. Oder solche, die in ihrer Angst und Einsamkeit ertrinken und sich an den ersten Mann klammern, der möglicherweise bereit sein könnte, ihr Bett und ihre Hypothekenraten mit ihnen zu teilen. Und dann gibt es da noch die Fetischistinnen, weibliche Vampire, die sich vom Blut der Trauer ernähren. Sie wollen mir die Tränen vom Gesicht lecken und meine ungeheure Traurigkeit in ihr eigenes geschwollenes Herz aufsaugen. Doch obwohl ich auf diese Weise früher als erwartet vernascht werden könnte, habe ich einen

ziemlich ausgeprägten Besitzanspruch auf meine Trauer entwickelt und bin noch nicht recht bereit, jemanden daran teilhaben zu lassen. Selbst wenn ich dazu bereit wäre - was ich nicht bin -, hätte ich immer noch jenes uralte Problem, dass ich zu keinem der Vereine gehören möchte, die mich gerne als Mitglied hätten.